

92. Sitzung vom 1. Februar, 11 Uhr.

Nachtragsetat

Etat des Reichseisenbahnamts

Abg. Enders (Gr. Apt.) will die Aufmerksamkeit darauf lenken, wie die mitteleuropäischen Kleinstaaten durch Preußens Grenzschiffen gefährdet seien. Preußen erbringe aus seinen Uferbahnen Leichterhöfe im Jahresbetrage von Hunderten von Millionen, ohne daß die thüringischen Kleinstaaten, deren Dampfschiffe seinerzeit in preußischen Besitz übergegangen seien, auch nur das geringste von den großen Leichterhöfen abbekämen. Da. Duard (nl.) schließt sich diesen Ausführungen an.



(Vol. Epige)

	1835	1900	1906
Preußen	764	735	751
Westpreußen	941	919	858
Berlin	1086	1045	959
Brandenburg	743	666	672
Pommern	784	659	684
Posen	850	854	762
Schlesien	812	752	747
Sachsen	777	804	700
Schleswig-Holstein	463	407	499
Hannover	584	569	611
Westfalen	450	555	607
Sachsen-Main	604	540	535
Rheinland	522	643	723
Hohenzollern	335	303	240

Am Ende durchschnittlich 693 696 692

Diese Zahlen beweisen das Gegentheil von der Behauptung des Abgeordneten. Denn aus ihnen ist klar und deutlich zu

In den Großstädten ist der eifrige Schulmann schnell zu Hord, der den Jüngern dem Strafrichter überantwortet. Dennoch die Verurteilungen im Osten höher sind, so sind dieselben an einer anderen Stelle zu suchen. Das „Mittel“ ist schnell gelöst. Sie liegen in der geringen Volksbildung! Die amtliche Statistik weist nach, daß der Osten, wie hinlänglich bekannt, trotz der guten Lehrkräfte die schlechtesten Schulen hat, daß der ganze Sommer des preussischen Volksschulwesens nirgends so zum Ausdruck kommt wie dort. Denn was will der fleißige Lehrer, der sich im Dienst aufreibt, erreichen in Klassen von 100 bis 200 Schülern, oft mit drei Abteilungen in dieser einen Klasse!

* Die silberne Hochzeit feiern Donnerstag, 6. Februar die Eheleute Herr Trichinenbeschauser Joh. Wahlen und seine Gemahlin hieselbst, Riehlstraße 7.

• **Handelsregister.** In das Handelsregister wurde unter der Firma **Verkaufsvereinigung Deutscher Leim- und Knochenmehlfabrikanten G. m. b. H.** mit dem Sitz in Berlin und einer Zweigniederlassung in Wiesbaden eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung eingetragen. Gegenstand des Unternehmens ist Förderung der gemeinsamen Interessen der zu dieser Gesellschaft vereinigten Knochen verarbeitenden Fabrikanten, insbesondere durch gemeinschaftlichen Verkauf ihrer Fabrikate, ferner der Betrieb von Geschäften aller Art, welche mit dem Betrieb chemischer Fabriken insbesondere von Knochen verarbeitenden Fabriken zusammenhängen, die Beteiligung an gleichen oder verwandten Unternehmungen, Kauf, Pachtung, Verkauf und Verpachtung von beweglichen und unbeweglichen Sachen, wenn ein solches Rechtsgeschäft direkt oder indirekt zu dem Vertragsgegenstand in Beziehung steht. Das Stammkapital beträgt 100.000 M. Geschäftsführer sind: Kaufmann Willi Stöbe in Berlin, Direktor Max Obenbach in Breslau, Verwalter August Wunderwald Ober-Rhein-Sulze, Kaufmann August Dohrmann in Hamburg, Direktor Peter Bender in Köln, Kaufmann Karl Schäfer in Wiesbaden, Kommerzienrat Otto Fränkel in Wien, Stellvertretender Geschäftsführer ist: Kaufmann Fritz Bohne in Hamburg. Dem Kaufmann Moriz Salomon in Berlin, dem Kaufmann Gerhard Meubing in Berlin, dem Kaufmann Robert Epstein in Berlin, dem Kaufmann Josef Alen in Berlin ist Gesamtprokuraur erteilt worden, d. h., daß jeder in Gemeinschaft mit einem Geschäftsführer einen Stellvertretenden Geschäftsführer oder einen Prokuristen vertritt. Der Gesellschaftsbericht am 30. Oktober 1907 festgesetzt. Die Vertretung der Gesellschaft erfolgt entweder durch einzelne Geschäftsführer, oder durch Aufsichtsrat, der Befugnis zur Alleinvertretung erteilt hat, oder durch zwei Geschäftsführer oder durch einen Geschäftsführer in Gemeinschaft mit einem Prokuristen oder durch zwei Gesamtprokuristen. Die Dauer der Gesellschaft ist bis 31. Dezember 1917 beschränkt. Jedem der derzeitigen Geschäftsführer steht die selbständige Vertretung der Gesellschaft zu.

* Familienabend des Allg. Deutschen Sprachvereins. Am Dienstag 8.15 Uhr abends veranstaltet der Sprach-Verein in der „Worbürg“ einen Vortragabend, der gewiß wieder vielen Mitgliedern und Gäste herbeiziehen wird. Zunächst wird Herr Oberleutnant Zehr, zu Buttz sprechen über: „Die deutsche Rechtschreibung im Lichte der italienischen betrachtet. Ein sehr gemähes Thema, da so mancher mit d-n Schwierigkeiten unfer heutigen Rechtschreibung zu kämpfen hat und Verbesserungsvorschläge der Zukunft entwirft. Der Vortragende will dazu beitragen, diese Frage in Klärung zu bringen — Für den darauf folgenden unterhaltenden Teil ist wieder in bester Weise gesorgt, Herr Otto Neppert wird die Damen Frä. Moriz, Frä. Schlichter, und Frä. Gärtner nicht nur zu ihren Gesängen auf dem Klavier begleiten, sondern will auch selbst einige Stücke vortragen. Herr Hünelle wird ebenfalls durch einige Vorträge erfreuen.

Berlin. Bankdiskont 6⁰/₀. Lombardzinsfuß 7⁰/₀. Privatdiskont 4⁵/₁₀₀ ⁰/₀.

[illegible]



Nr. 29

Dienstag, den 4. Februar 1908,

23. Jahrgang.

Zur linken Hand.

Roman von Urula Zöge von Manteuffel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie kann sich mit dem Kleinen nur während der Stunden beschäftigen, die ihr hoher Gemahl im Freien oder am Schreibtisch verbringt. Und da er, wenn er hier ist, so gut wie gar keine Korrespondenzen und Arbeiten erledigt, sind diese Stunden selten. Sogar die Zeitungen sind verpönt. Statt dessen malt er und sie musizieren des Abends zusammen — zwei Dinge, für die er, wie er sagt, draußen in der Welt keine Zeit erübrigen kann. . . und sie rührt keine Taste an und singt keinen Ton, während er in der Welt ist. Die Musik hat nur Interesse für sie, so lange er sie mit ihr treibt.

Bei alledem sind sie beide — nicht glücklich. Es ist so. Sie sind verliebt, aber nicht glücklich. Sie lassen sich und hoffen darüber das Denken zu vergessen. Vorläufig scheint es ja zu gelingen . . . aber es wird wohl wieder enden, wie es immer endete . . . in Trennung. Und diese Trennungen werden immer länger . . .

Hier hielt die Schreiberin inne, wischte die Feder mit bedächtigster Sorgfalt aus und überlas dann noch einmal, was sie geschrieben hatte. Sie war zufrieden und klappte das Buch zu, widelte es wieder in das Papier und verpackte es in der Tiefe des Geheimfaches, — als wären diese harmlosen Niederschriften ein wichtiges, geheimes Dokument. Dann stand sie auf, glättete ihr Haar vor dem Spiegel, strich sich einige Stäubchen vom Kleide und verließ das Zimmer, um unten in den Küchenräumen zu verschwinden.

Ein ungewohnter Duft zog sogleich ihre Aufmerksamkeit auf sich — Luise stand am Herd und hantierte mit dem Wasserkessel und einem Rännchen.

„Was ist denn das? — Das riecht ja nach Kamillentee?“

„Soll ich auch aufgießen. Harry ist krank.“

„Krank! — Was fehlt ihm?“

„Was wird's sein, tüchtige Erkältung — war bei dem rauhen Winde unbeaufsichtigt draußen — eine Stunde lang. Da ist's kein Wunder. Die Gnädige ist aber natürlich aus dem Häuschen vor Angst.“

„Und der Graf?“ fragte das Fräulein schnell.

„Sind in der Försterei. Na, ich muß nun damit gehen!“

„Nein, nein, geben Sie her. Ich bringe es selbst herauf. Ich muß doch nachsehen.“

Flore sah im Kinderzimmer am Bett des von Frostschauern geschüttelten Knaben. Sie war bleich und ihre Augen vor Angst erweitert. Ein Bote war schon nach Buchbrunn zum Arzt geschickt worden — aber bis er kam, wollte sie tun, was sie konnte — ihre ärztlichen Kenntnisse waren gering. Ob sie das rechte Mittel gewählt, um Ruhe und wohlthätigen Schweiß hervorzurufen? „Dore!“ — flüsterte sie — „wo bist Du jetzt, Dore?“

Harry trank gehorham eine Tasse des dünnen Aufgusses mit dem abscheulichen Geruch — er wurde wirklich ruhiger, aber der Frost wandelte sich in brennende Hitze. Als der Arzt endlich kam, fand er die Gräfin in einem solchen Zustande von Angst und Aufregung, daß er Mühe hatte, sie zu beruhigen.

„Nur nicht ängstlich —! Ein tüchtiges Schnupfenfieber,

weiter nichts. Halten Sie ihn ruhig im Bett, hüten Sie ihn vor erneuter Erkältung und die Sache ist in drei Tagen abgemacht!“

„Kann nichts Schlimmeres draus werden!“

„Bei sorgfältiger Pflege gewiß nicht.“

Er verordnete ein Mittel und ging mit dem Versprechen, am nächsten Tage wieder nachzusehen. Flore blieb am Bett des Kindes sitzen, — ihr war bang und bekümmert zu Mute. Harry war noch nie krank gewesen und diese erste Erkrankung war eine Folge ihrer Vernachlässigung. So wenigstens erschien es ihr.

Freilich war es nicht freiwillig gewesen, daß sie ihn so oft jezt der Bonne überlassen hatte, die an eine fortwährende Kontrolle gewöhnt war. Sie hatte selber so bitter darunter gelitten, daß dem Vater die Gegenwart des Kindes störend und ihre langen Besuche in der Kinderstube unerwünscht waren. Mit dem Kleinen, wie sie es sonst regelmäßig zu tun pflegte, spazieren zu gehen oder zu fahren, Anzug und Mütze des Ausfluges nach dem Wetter bestimmend, — das hätte ihn täglich zwei Stunden lang ihrer Gegenwart beraubt. . . sie freilich auch der seinen. Und deshalb hatte sie immer nachgegeben und war mit lämpfendem Herzen bei ihm geblieben, halb selig, halb trauernd. Ja, es waren Augenblicke gekommen, in denen sie, deren ganzes Herz doch nach einem dauernden, gemeinsamen Leben schrie, unwillkürlich an das Ende seines „Bejuchtes“ dachte, wo sie dann ihrem Kinde wieder ganz würde angehören dürfen. Ein Widerstreit der Gefühle, — ein Konflikt, der kein Ende nahm! —

Als Graf Eberhard von der Försterei wiederkehrte und durch die Lindenbach sofort benachrichtigt wurde, der Kleine, der schon gestern nicht wohl gewesen, läge heute mit starkem Fieber zu Bett, war er in übelster Stimmung. Es war die Stunde, in der sie Tee zu trinken pflegten, um dann bis zum Abendessen zu musizieren und zu lesen.

„War der Doktor da?“ fragte er.

„Zu Befehl, Hoheit,“ klappte das Fräulein.

„Was hat er gesagt?“

Das Fräulein schlug die Augen nieder und hauchte, sie wisse es nicht — es würde sich wohl erst eine Krankheit entwickeln. Der Himmel schütze vor Diphtheritis.

„Denkt man?“ — fuhr er sie an — „und da ist die Gräfin bei ihm!“

Jetzt erst malte sich wirkliche Angst in seinen Zügen. Er ging, was er noch nie getan hatte, nach dem Kinderzimmer. Dieses lag neben dem kleinen Schlaf- und Toilettezimmer, wo er sie am Abend seiner Rückkunft überrascht hatte, und welches Flore zu benutzen pflegte, wenn sie allein war.

Das große, prächtig ausgestattete gemeinsame Schlafgemach lag ganz auf der anderen Seite des Schlosses. Dieser Umstand war auch einer der bitteren Tropfen, welche in ihren Glücksbecher fielen, so lange der Schlossherr anwesend war. Sie durfte dann ihr Kind nicht in nächster Nähe haben — Kin-

bergeschrei durste man, wie ihr die Lindenbach damals gesagt hatte, Hoheit denn doch nicht zumuten. Als sei der Aufenthalt in diesem einsamen Hause schon Zumutung genug!

Sie sah noch in derselben, etwas vorgebeugten Stellung, die Nennzüge des Knaben beobachtend, als ihr Gatte eintrat.

„Was ist denn das?“ — fragte er zwar in gedämpftem Ton, aber mißbilligend genug — „der unnütze Junge krank? — Und Du, wie mir scheint, beflissen, die Krankheit so recht gründlich einzuatmen . . . was fällt Dir ein, Flore?“

Sie richtete sich auf und starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an — wortlos. Ihr ihr geängstetes Gemüt klang ein solches Uebermaß kalter Härte, ja Herzensrohheit aus dem eben Gehörten, daß es ihr den Atem wegnahm.

„Was hat der Arzt gesagt?“ — fuhr er fort.

Sie fühlte immer noch den lähmenden Schreck in allen Gliedern und konnte nur mühsam, mit zitternder Stimme erwidern:

„Ein starkes Erkältungsfieber.“ —

„Damit ist nichts gesagt. Daraus kann alles werden.“ —

„Das wäre das Mindeste.“ — murmelte sie.

„Mir nicht!“ — versetzte er kurz — „also, da das erlebigt ist und kein Grund zur Besorgnis vorliegt, so überlasse die Pflege der Person, welcher dieselbe zukommt, und komme mit mir in den Salon. Wir wollen musizieren.“ —

„Nein, Eberhard, laß mich hier . . . ich bitte Dich, wie kannst Du das jetzt von mir verlangen. Sieh ihn doch an, wie er im Fieber glüht, wie er sich hin- und herwirft, welche Qual er, halb bewußtlos, leidet . . . die Person, der seine Pflege zukommt, bin ich!“ —

„Das ist eine exaltierte Ansicht, die ich nicht gelten lasse. Der Bengel ist ohnehin viel zu sehr Dein Abgott . . . das dulde ich nicht!“ —

„Er ist mein Kind — damit ist alles gesagt!“ — Sie hatte leise gesprochen, schon um der im Nebenzimmer befindlichen Domestiken willen — aber die Eindringlichkeit ihrer Stimmen übte einen beunruhigenden Einfluß auf Harry aus, er warf seine Decke ab und begann verwirrt durcheinander zu reden.

„Geh, ich bitte Dich!“ — flehte Flore, das Kind zudeckend — „ich kann hier nicht fort . . . ich will hier nicht fort . . . und das Kind soll Ruhe haben!“ —

Mit einer heftigen Bewegung, welche fast den Stuhl, auf dem sie saß, erschütterte, wandte er sich ab und verließ das Zimmer, eine Barmherzigkeit murmelnd.

Er hatte den hohen, gewölbten Gang noch nicht bis zum Ende durchschritten, als er ihren leichten, besüßelten Schritt hinter sich hörte. Er fühlte so etwas wie grausamen Triumph. Also doch! — Die Liebe hat über die Abjurbität gesiegt! — Er blieb stehen und sah aus einem der spizen Bogenfenster ins Dunkel des Herbstabends. Flore hatte ihn erreicht, ihre Hände umklammerten seinen Arm.

„Eberhard!“ — rief sie, mit gequältem Blick — „hast denn Du wirklich keinen Funken Liebe für Deinen Sohn? . . . Ist's möglich? — Ist's wahrhaftig so? — Ist Dein Herz so hart im Grunde — so kalt und hart?“ — sie schluchzte laut auf.

„Geh!“ — sagte er nun seinerseits — „wenn Du mir weiter nichts zu sagen hast — konntest Du Tränen und Atem sparen!“ —

Und so, überwältigt von dieser neuen, trostlosen Debe im Herzen, kehrte sie an des Kindes Krankenbett zurück . . .

Der Doktor hatte Recht gehabt. Nach drei Tagen war Harry wieder gesund. Er mußte noch das Zimmer hüten, aber er spielte wieder fröhlich mit seinem Marshall, andererseits, geapfelter Holzrosse und dem großen Hund Herold, der während der Krankentage, ein treuer Wächter, vor der Türe des Krankenzimmers gelegen hatte.

Flore hatte ihren Posten behauptet. Eine Nacht hatte sie bei dem Kinde gewacht, die beiden nächsten auf dem Sofa neben seinem Bettchen geschlafen, jeden Rufes gewärtig. Mit grenzenloser Dankbarkeit gegen Gott sah sie das Fieber schwinden und fühlte sich wieder im Besitz ihres Jungen. Es war ihr, als sei er ihr neu geschenkt — er hatte ihr noch nie Sorge gemacht, deshalb war ihre Sorge jetzt vielleicht übertrieben, aber begreiflich gewesen. Ihr fehlte alle Erfahrung.

Sie hatte in diesen Tagen ihren Mann so gut wie garnicht gesehen. Er hatte eine Jagdeinladung angenommen und war über Nacht in Dachslaufe bei den Nebbernz geblieben, die alles aufgeboten hatten, um den hohen Gast zu feiern.

War er zu Hause, so fragte er nicht nach dem Befinden des Kleinen, nachdem ihm die Lindenbach einmal versichert hatte, der Doktor sei außerordentlich zufrieden mit Verlauf und Pflege.

So sah er Flore heute am Frühstückstisch zum erstenmal wieder. Sie erschien unten, als er sich gerade gesetzt hatte, ein

wenig bleich und still, aber ohne Empfindlichkeit. Er hatte eigentlich erwartet, sie werde noch gekränkt sein über die kühle Art, mit welcher er nach den ersten Auseinandersetzungen die Krankheit des Kindes ignoriert hatte, aber sie kam auf ihn zu, lächelte ihn herzlich und sagte bittend:

„Sei mir nicht böse, Eberhard, daß ich ganz oben blieb — nun ist der Junge wieder gesund, gottlob, und ich gehöre Dir wieder an.“ —

„So? — Du hast über dieser viel zu tragisch ausgefallenen Affaire, wie mir scheint, Deine Gesundheit — auf jeden Fall Deine Farben, Deine Heiterkeit und“ — er sah sie so scharf an, wie nur er es konnte — „Deine Liebe zu mir eingebüßt!“ —

Sie lächelte ein wenig müde.

„Ich bin so gesund wie vordem und was die Liebe betrifft . . . die überwindet manches, also auch dieses.“ —

„Und das wäre?“

„Eine bittere Erkenntnis.“ —

Er lächelte kalt.

„Ja, Du hättest erwartet, ich würde an Deiner Seite drei Tage und drei Nächte am Bett des Kindes sitzen, dem im Grunde nichts gefehlt hat!“ —

Sie schwieg. Es war ja noch nie vorgekommen — es war ja so unmöglich, mit ihm Streit anzufangen! — Und zu welchem Zweck? — Das leere, hoffnungslose Gefühl war immer noch in ihrem Herzen — die Ueberzeugung, daß ein Seelenverständnis unmöglich sei zwischen ihnen.

„Wirst Du heute mit mir reiten?“ fragte er.

„Ich denke, es wird mir gut tun. Ich bin ein wenig abgespannt und die Luft scheint frisch und angenehm zu sein.“

In der Tat, als sie erst im Sattel saß und beide bergan durch die Wälder ritten, färbten sich ihre Wangen mit leichtem Rot und ihre Haltung wurde straffer, ihre Stimme sogar hatte wieder den vollen, süßen Klang, der ihm immer wie Musik in den Ohren lag. Daffodil war mutwillig und machte ihr zu schaffen. Sie sah so reizend aus in diesem spielenden Kampf mit dem Pferde, daß Graf Eberhard fühlte, wie Zorn und Groll in ihm zerfloßen gleich Nebeln vor der Sonne.

An einer Stelle, wo es über steinigem Grund allzustell bergan ging, stiegen sie ab, übergaben die Pferde dem Reitknecht und stiegen den Gipfel des Berges allein hinauf. Die Aussicht von dort oben mußte heute, bei völlig klarem Horizont, wunderbar schön sein und sie hatten sie in diesem Herbst noch nicht aufgesucht.

Der Fuchsfuß schlängelte sich zwischen Ruß- und Weißbuchegehölz bergan. Flore ging voran, ihr Reitkleid sorgsam aufgenommen. Die Anstrengung des langen Rittes und des Steigens machte sich fühlbar, aber sie bestrebt sich, die Schwäche zu überwinden.

Oben auf der Bergeshöhe hatte einst eine Ritterburg gestanden, von welcher noch einige Reste erhalten waren. Aus den verstreut liegenden Quadersteinen hatte der Förster eine Art Ruhebank unter alten Linden bauen lassen. Dieses im Halbkreis ringsumlaufende primitive Steinisofa war ganz mit Moos bewachsen. Von hier aus sah man auf das in halber Bergeshöhe malerisch liegende Schloß Wessel herab und in das sich in der Ferne mehr und mehr weitende Tal hinein, bis der Blick sich in der weiten Ebene verlor. Es war ein schönes, stilles Herbstbild. Die teils schon entlaubten, teils rostbraunen Eichen- und Buchenbestände hoben sich effektiv von den tiefgrünen Tannenwäldern ab, und unten im Tal sah man durch die gelichtete Belsaubung das Wasser der wilden Wessel blitzen und als weißen Schaum über die Steine schießen. Ringsumher herrschte tiefe Stille und Waldeinsamkeit.

Graf Eberhard hatte während des Aufstieges nichts gesagt — der Zauber dieser vor ihm herschwebenden leichten Gestalt im stahlgrünen Reitkleid, den grünen Lodenhut mit Straußenfeder auf den dunklen Locken, hatte ihn wieder ganz gefangen genommen. Wie er jetzt, halb nach ihr, oben unter die alten Bäume trat und bemerkte, wie erschöpft sie war und mit welcher müder Gleichgültigkeit ihr Blick über die Gegend hinglitt, nahm er dies als guten Vorwand, um sie in die Arme zu schließen und zu küssen.

„Kleine Zauberin . . . es ist doch eine Schmach, daß Du mit mir machen kannst, was Du willst . . . und wenn ich allen Grund hätte, Dir zu zürnen — wie, Flore?“ — Er hob ihr Kinn in die Höhe und sah sie an. Dieser Blick pflegte sonst bei ihr unfehlbar ein Erröten und ein selig selbstvergessenes Lächeln hervorzurufen — heute nur einen tiefen Seufzer.

Ihm wurde plötzlich sonderbar zu Mute — fast wollte es ihm scheinen, als habe er seine Macht über sie verloren.

„Bist Du sehr müde, Flore? — Hast Du Dich überanstrengt?“ —

„Ich glaube — ein wenig. Es wird vorübergehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Wenn sich zwei Liebste raufen,
Ruht nicht die Polizei,
Denn eh' sie kommt gelaufen,
Ist aller Zank vorbei.
Und wollet sie nicht scheiden,
Und stürzet nicht ins Haus,
Sonst werfen euch die beiden
Versöhnt zur Tür hinaus.

Hamering.



In Sturm und Not.

Von W. Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

Die Unbilben der Naturkräfte, gegen die wir Menschen ja meistens schutz- und wehrlos sind, haben schon manchen Unglücksfall im Bahnverkehr verursacht. Ganz einzig und allein dürfte aber nachfolgender Fall in der Geschichte des Eisenbahnverkehrs dastehen, in dem ein mit aller Wucht hereinbrechender Orkan ein Unglück verhütet hat, das um ein Haar vielen Menschen Leben und Gesundheit gekostet hätte.

Ich spreche hier von dem eigenartigen Fall, der sich vor mehreren Jahren im Westen der Vereinigten Staaten, im sogenannten Pulvertal, ereignete. Damals war ich gerade drei Monate auf der Station Traylor als Streckenmeister beschäftigt, und als solcher hatte ich auch die Wagenkontrolle und die für die Zugführer bestimmten Depeschen zu erledigen.

Es waren auf der Station drei Telegraphisten, die jeder täglich acht Stunden Dienst hatten. Neben mir und diesen drei Beamten hatten wir noch den alten Zugmeister Willins auf der Station. Wir nannten ihn gewöhnlich den alten „Will“. Er war ein im Dienst ergrauter, tüchtiger, ruhiger und überlegender Beamter. Charles Sanline hatte die zweite Schicht — von morgens acht bis nachmittags vier Uhr. Er war ein lebenswüthiger, freundlicher, gewissenhafter und befähigter Kollege, den jeder gern hatte. Die ewigen anstrengenden Nachtwachen hatten seine Gesundheit aber angegriffen. Er fiel immer mehr und mehr ab, und an der Blässe seiner Wangen sah man nur zu deutlich die Spuren der Ueberarbeitung.

Der alte Will empfahl ihm, sich auszuruhen und auf Urlaub nach Kalifornien zu gehen. Charles erklärte aber, daß es sich nicht machen lasse. Wir wußten, daß er auch wirklich nicht konnte. Sein Vater war gestorben und er hatte nicht nur seine Mutter zu ernähren, sondern auch für seine jüngeren Geschwister zu sorgen, denen er eine gute Erziehung, angedeihen ließ.

Eines Tages, gegen Ende Juni, lief ein mit bunten Flaggen festlich geschmückter Sonderzug durch die Weichen ein und hielt gerade vor dem Stationsgebäude. Es war eine entsehlliche Hitze. Der Zug war mit lauter sonntäglich gekleideten Herren besetzt, die an ihren Röcken und Hüten Schleifen und Bänder trugen und sich als Mitglieder eines politischen Vereins entpuppten, die zu einer großen Wahlversammlung nach Chicago fuhren.

Als die leuchtende Maschine abgekuppelt war und allein abdampfte, um sich in ihrem Schuppen zur Ruhe zu begeben, schwärmte die Menge auf den Bahnsteig hinaus. Vor dem Bogenfenster unseres im zweiten Stockwerk befindlichen Bureaus erblickte ich unten den General-Direktor der Bahn, der in einer Gruppe Beamter neben dem Zuge stand. Da ich einige Depeschen für ihn hatte, eilte ich hinunter und übergab sie ihm. Er zog einen Schreibblock aus der Tasche, schrieb einige Antworten und überreichte sie mir zur Beförderung, während er mit einem vergnügten „Hallo, Drant!“ die derbe Hand eines kleinen, grauhaarigen, behäbig aussehenden Mannes im Ueberrock der Lokomotivführer schüttelte, der sich ihm näherte.

„Wie ist die „90“, Drant? Glauben Sie, daß sie uns in zwei Stunden nach Chicago bringen kann? Den Leuten liegt daran, noch rechtzeitig zur Versammlung zu kommen,“ sagte der Direktor. — Drant blickte lächelnd zu seinem großen Vorgesetzten empor, während seine kleinen, grauen Augen glänzten. Es war eine eigenartige Mischung von einem Humoristen und einem ernstesten Beamten, dessen Leistungen und Kaltblütigkeit alle Anerkennung fanden. „Die „90“ befindet sich im besten Wohlergehen. Herr! In zwei Stunden soll sie

da sein, wenn ich ihr auch das Ventil nehmen müßte!“ erklärte er.

Der Direktor lachte und hielt ihm, zur Vorsicht mahnend, die Hand hin: „O, lassen Sie ihr ihren Sicherheitskolben, Drant! Sonst könnte sie mit uns in die Luft fliegen! In dem Falle würde der Osten wohl den nächsten Präsidenten bestimmen. Denn bringen wir die Brüder da,“ er zeigte auf die Wähler, „nicht gut und wohlbehalten nach Chicago, so wird der Westen nicht die nötige Anzahl von Wahlmännern zur Stelle haben. Sie sehen also, daß von Nummer 90 das Wohl und Wehe des Landes abhängt!“

„Hallo, Drant, hier ist Ihre Order!“ rief der Zugmeister aus dem Bureaufenster heraus. „Kommen Sie herauf und zeichnen Sie!“

Drant wischte erst seine mit Oel beschmutzten Hände ab und stieg dann die Treppe hinauf. Ich folgte ihm.

Die Order war ziemlich lang. Sie enthielt eine Reihe Treffpunkte und das Ueberholen und Passieren einer Anzahl Züge während der 110 Meilen langen Strecke von Traylor nach Chicago. Mir fiel hierbei auf, daß Sanline noch elender als gewöhnlich ausah, und daß seine dünnen Finger zitterten, als er das Orderbuch zur Unterschrift hinlegte. Willins gab noch einige mündliche Verhaltensmaßregeln, als die Zug- und Lokomotivführer ihre Instruktionen in Empfang nahmen und hinauseilten. Drant murmelte dabei etwas mir Unverständliches vor sich hin. Das war alles.

Mit wehenden Flaggen und während die „90“ dichte Rauchwolken aus ihrem Schornstein sandte, setzte sich der lange Zug in Bewegung und brauste bald durch das grüne Tal dem Osten zu.

Es waren aber noch keine drei Minuten verflossen, als das Bureaupersonal zu einer bis dahin ungewohnten Tätigkeit erwachte, denn Sanline war plötzlich ausgesprungen, während er sich mit der Hand in die Haare faßte und sein Antlitz leichenblau wurde. Ein fremder, das größte Entsetzen verkündender Ton kam über seine Lippen. Er sank zurück, während er mit wilden Augen auf den Fahrplan vor sich starrte.

„O!“ rief er aus, „o mein Gott, ich habe sie sich kreuzen lassen!“

„Was?“ schrie Willins, und mit zwei Sähen war er an Charles Tisch. „Wo? Was haben Sie getan?“ fragte er.

„Ich habe dem Destanzug die Order gegeben, Drant bei Truitlane zu treffen, und Drants Auftrag ist, ihn bei Treector zu kreuzen. Sie werden sich zwei Meilen diesseits Treector treffen. Es ist Treectors Mittagszeit! Ich kann nichts machen! O mein Gott!“ Er umklammerte den Tisch und zitterte vor Angst und Schrecken. Ich blickte ihn entseht an.

Willins trat an den Apparat und rief Treector an, dann riß er das Fenster auf und schrie hinaus:

„Stevens, bringen Sie Ihre Maschine sofort auf das Hauptgeleise! Sie müssen hinter den Chicagoer Sonderzug. — Falsche Order! — Machen Sie schnell!“

Die „103“ stand der Station gegenüber auf einem Seitengeleise und hielt sich bereits fertig, um vor einen von Westen kommenden Zug gekuppelt zu werden.

„Nehmen Sie ein Melais und gehen Sie mit ihm!“ schrie Willins mir zu. „Wenn Sie zusammenkommen, durchschneiden Sie den Draht und machen mir Meladung!“

Mit wenigen Sprüngen war ich auf dem Bahnsteig und von dort auf der „103“, und kaum hatte ich hier festen Fuß gefaßt, so erfolgte ein fürchterliches Stöhnen der Maschine. Gleichzeitig wurden wir in dichten Dampf gehüllt, dann ging es über die Weiche, und wenige Augenblicke später fauste die Lokomotive wie ein wildes, gejagtes Tier mit uns davon. Der Heizer arbeitete aus Leibeskräften und schaufelte Kohle auf Kohle unter den Kessel, dessen Ausstrahlung, verbunden mit der unerträglichen Hitze des Tages, geradezu vernichtend wirkte.

Ich hielt mich an dem Lokomotivführer fest, während die Maschine mich hin- und herwarf, und verfluchte ihn, so gut es gehen wollte, die Sachlage zu erklären.

„In Truitlane ist, wie Sie wissen, kein Aufseher!“ — mein Mund war seinem Ohre ganz nahe — „und der Mann in Treector ist zu Mittag. Der Destanzug kommt, ohne zu halten, durch Treector, und der Sonderzug geht ohne Aufenthalt durch Truitlane, trifft aber den Delzug bei Treector. Sie werden, wie Charles sagt,

ungefähr zwei Meilen südwärts Trecktor aufeinanderstoßen."

"Hat er die Kreuzungsorder gegeben?"

Ich nickte bejahend. Sprechen konnte ich nicht.

Stevens schüttelte den Kopf und biß die Zähne zusammen. Er hatte den Hebel auf schnellste Fahrt gestellt, und wir sausten wie der Wind dahin. Das Gepolter der mächtigen Maschine glich einem unaufhörlichen Donner.

"Drant wird die „90“ wie toll treiben," begann Stevens wieder. "Seine fünfzig Meilen macht er sicherlich. Wir müssen es also jetzt auf sechzig mindestens bringen!"

(Schluß folgt.)



Der Liebesbrief. Der Reisende hatte eben das Hotel betreten, aber ehe er sich nach seinem Zimmer begab, fragte er im Bureau nach Briefen. Der Beamte sah mit der Schnelligkeit, die langjährige Übung erzeugt, ein dickes Paket durch und reichte dann dem Fragenden ein Schreiben von ziemlich kleinem Format. Dieser nahm es mit einem Nicken entgegen, das sein hübsches Gesicht geradezu verklärte, dann riß er es sofort auf. Das Päcklein vertiefte sich beim Lesen, und schließlich, ohne daran zu denken, daß er sich nicht allein befand, brückte er den Brief an die Lippen und küßte ihn innig. Ein lautes, spöttisches Lachen riß ihn aus seiner Versunkenheit. „Na, na," sagte jemand hinter ihm, „der Brief ist nicht von Ihrer Frau, nicht! ich wetten!" Der Empfänger des Briefes sah sich erstaunt um, dann, als er einen alten Bekannten sah, meinte er ganz ruhig: „Nein, er ist allerdings nicht von meiner Frau, er ist von meinem Schatz." „Na, so ein Scherendöner," rief der andere, „erst ein paar Jahre verheiratet und gesteht ganz offen, daß er Liebesbriefe empfängt. Na, wenn ich das Ihrer Gattin verrate!" Im Augenblick wurde die Angelegenheit nicht weiter verfolgt, aber als die beiden nach dem Essen mit noch einem dritten Freund gemütlich beim Kaffee saßen, gab der erste die Geschichte vom Liebesbrief zum besten, und vereint zogen sie den Empfänger auf. „Es hilft nichts, Winkler," hieß es dann, „Sie müssen uns den Brief vorlesen, sonst verraten wir's Ihrer Frau. Wir hören auch gerne was Schönes." „Sie dürfen ihn sogar lesen, Möller," sprach der Gehäufte und legte den Brief auf den Tisch. „Auf keinen Fall," entgegnete Möller, „ein bißchen Spaß ist ja sehr nett, aber den Brief einer Dame lesen! Nein, nein, das geht über den Spaß!" Und der dritte war ganz derselben Meinung. Die beiden andern blieben bei ihrer Weigerung. So verstand sich denn der Eigentümer des Briefes dazu, ihn vorzulesen. Er lautete: „Lieber Fader, jeden Abend Wenn Rita dein Bild küßt, bettet sie zum lieben Gott, das er Ihren Guben, einfügen Fader in seinen Stütz nimmt. Lieber Fader, kom bald wieder zu deinem guten Mädel Rita." Die beiden Zuhörer schienen plötzlich dem Schnupfen bekommen zu haben, denn für die nächsten Minuten beschäftigten sie sich eifrig mit ihren Taschentüchern. Dann meinte Möller: „Na, wissen Sie, Winkler, um den Liebesbrief beneide ich Sie."



Humor.

Das Zeugnis. Arzt zur abgehenden Köchin: „So leid es mir tut, Minna, ich kann Ihnen nur ein sehr mittelmäßiges Zeugnis geben."

Minna: „Das macht nichts, Herr Doktor, schreiben Sie's nur so, wie Sie immer Ihre Rezepte schreiben!"

*

Der Grund. Der kleine Richard brachte mehrere Wochen lang sehr gute Nummern im deutschen Diktat nach Hause. Plötzlich aber fing er an, in jeder Arbeit sechs bis zehn Fehler zu machen.

„Wie kommt denn das, mein Junge?" fragte der Vater.

„Der Lehrer ist dran schuld," versetzte der Knabe.

„Der Lehrer? Wie so?"

„Er hat den Zungen weggeschickt, der neben mir saß."



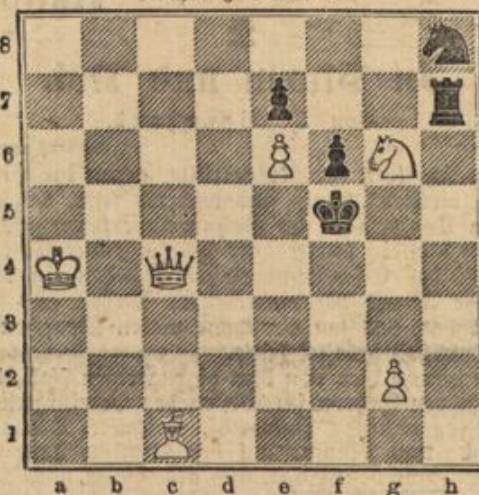
Schach.

Bearbeitet von E. Schalopp.

Aufgabe Nr. 64.

Von Dr. P. v. Gottschall in Görlitz.

Schwarz: 5 Steine.



Weiß: 6 Steine.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

1. Dc4-e2 Kf5-g6 2. Dd2-g4+
1. Sg8-e6 2. g2-g4+
1. Sps-L7, T7 ~ 2. Sg6-e7, (X)p4+



Partie Nr. 64.

Gespielt zu Bern im Wettkampf Hastings-Bern am 12. Juli 1907.

Weiß: Rev. Gordon Ross, Hastings.
Schwarz: Dr. M. Penneberger, Bern.

Abgelehntes Königs gambit.

Durch unsichtiges Spiel hat Weiß seine Partie von allen Gefahren befreit, während es dem Nachziehenden nicht gelingen will, die Doppelbauern loszuwerden. Zum Schutze des bedrohten Bauern gibt es nur ein brauchbares Mittel:

16. De8-d8!
17. Se2xf4 e5xf4
18. Tf1xf4 Dd8-d4!
Besser als Tf8xf4 19. De3xf4 Dd8-d4+ 20. Kg1-h1 Ta8-f8 21. Df4xe7 Dd4xb2 22. Ta1-g1, womit Weiß seinen Bauern behauptet.

19. De3xd4 Sc6xd4
20. Tf1xf8+ Ta8xf8
21. e2-e3 Sd4-e2+
22. Kg1-h1 Se2-g3+
Schwarz darf nicht mit Tf8-f2 (droht Se2-g3+ nebst Tf2xb2) auf Rückgewinn des Bauern spielen wegen 23. Sh2-g4 Se2-g3+ 24. Kh1-h2.
23. Kh1-g1 Sg3-e2+
Remis durch ewiges Schach.

Weiß.
1. e2-e4
2. f2-f4
3. Sg1-f3
4. Lf1-c4
5. d2-d3
6. h2-h3

Schwarz.
e7-e5
Lf8-e5
d7-d6
Sb8-c6
Sg8-f6
Lc8-e6

Schwarz erhält hiernach einen vereinzelt Doppelbauern gegenüber einem erheblichen Entwicklungsvorsprung und einer freien Turmlinie. Diese Vorteile sollen nach der „Schweizerischen Schachzeitung“ den Nachteil der unschönen Bauernstellung aufwiegen.

7. Lc4xe6 f7xe6
8. f4xe5 d6xe5
Natürlich nicht Sc6xe5 wegen 9. Sf3-g5 nebst 10. d3-d4.
9. Lc1-g5 0-0
10. Sb1-c3 a7-a6
11. Dd1-d2 Dd8-e8
12. Lg5-e3 Lc5-d4
13. 0-0 Sf6-h5
14. Sc3-e2 Ld4xe3+
15. Dd2xe3 Sh5-f4
16. Sf3-h2